Nr. 313. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Montag, 22. Juni 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Mutualismus.

Das vielseitige Charakterbild Wilhelms II. ist um einen neuen Zug bereichert worden. Professor Leopold Mabilleau, der Präsident der internationalen Vereinigung für Mutualismus, hat ihn als überzeugten Bekenner der mutualistischen Weltanschauung in Anspruch genommen. Ja, Wilhelm II. soll sich selbst als „Mutualist" in das Album einer französischen Dame eingeschrieben haben.

Vom Mutualismus gilt Mephistos spöttische Bemerkung: Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen. Beim Mutualismus läßt sich sehr viel denken, gerade weil dieser Begriff, wie alle „ismen", sehr umfassend ist. Daß es bei ihm auf die Gegenseitigkeit, oder sagen wir besser, auf die gegenseitige Hilfe hinausläuft, ist nicht schwer zu begreifen. Aber um solche Selbstverständlichkeiten auszudrücken, dazu brauchte man nicht das schwere philosophische Geschütz des „Mutualismus" aufzufahren. In ihm liegt, genau wie im Altruismus und Sozialismus und anderen „ismen", die Andeutung eines geheimnisvollen Heilmittels, das den Mängeln dieses irdischen Daseins mit einem Schlage ein Ende machen soll.

Der Mutualismus spielt in Frankreich zweifellos eine nicht unbedeutende Rolle. Wenn man will, mag man auch noch den internationalen Austausch von Ansichtspostkarten als Bewährung des Mutualismusprinzips heranziehen. Aber von der internationalen Vereinigung für Mutualismus hat man bisher verteufelt wenig gehört. Vorläufig, solange die Welt nicht von Philosophie zusammengehalten wird, „erhält sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe".

Im Grunde waren die Menschen längst Mutualisten, ohne es zu wissen. Wenn Aristoteles den Menschen als politisches Lebewesen charakterisiert, so hat er schon ausgesprochen, daß wir weiter kommen, wenn wir zusammen arbeiten, als wenn wir jeder für sich seinen Weg gehen. Auch darf man wohl in diesem Zusammenhang an Schulze-Delitzsch erinnern, der den Wert der Genossenschaftsbewegung für die modernen Verhältnisse in das rechte Licht gerückt hat. Wir sind heute schon wieder über ihn hinausgekommen, indem wir zur Selbsthilfe die Staatshilfe fügten, um die sozialen Gegensätze in allmählicher Arbeit ausgleichen zu helfen.

Nur ist bei den sozialen Begriffen, zu denen auch der Mutualismus gehört, immer zu berücksichtigen, daß sie das Bestreben haben, sich in Nebel aufzulösen. Menschheitsbeglückungstheorien haben ihre Gefahren, sie mögen unter welchem Namen immer auftreten. Gewiß, das Wort: „Liebe denen Nächsten wie dich selbst" besitzt Ewigkeitswert. Die Gegenwart mit ihren zahllosen Dissonanzen wäre unerträglich, wenn wir uns nicht bewußt wären, daß es noch höhere Ideale zu verwirklichen gilt. Aber man soll das Ideal nicht als Wirklichkeit nehmen, und man soll nicht glauben, weiter gekommen zu sein, weil man ein neues Wort erfunden hat.

Professor Mabilleau hat uns nicht bloß erzählt, daß der Kaiser Mutualist sei; er hat noch hinzugefügt, daß der Kaiser die Vereinigten Staaten von Europa unter der Hegemonie Deutschlands „erträumt", einzig zu dem Zweck, durch diese Hegemonie den harmonischen und friedlichen Fortschritt der Völker herbeizuführen. Es ist Gefühlspolitik, was uns Herr Mabilleau als Fortschritt der Menschheit anpreisen will. Wenn des Dichters Auge in schönem Wahnsinn rollt, dann mag er singen: Seid umschlungen, Millionen! Aber der monarchische Vertreter eines Sechzigmillionenreiches darf die nüchternen Verhältnisse der Gegenwart nicht aus den Augen verlieren.

Für die praktische Politik gelten einzig und allein Besonnenheit, Ruhe und kühles Abwägen des Möglichen. Heute kann der Sinn des Mutualismus nicht in phantastischen Zukunftsspekulationen gesucht werden, sondern nur in einer Förderung der auf dem Gegenseitigkeitsprinzip beruhenden Bestrebungen. Man fördere das Genossenschaftswesen! Man lasse den Konsumvereinen Bewegungsfreiheit, statt sie einzuschränken. Man schütze die Selbstverwaltung in den Kommunen, statt sie vom grünen Tisch zu schikanieren! Man fördere die Selbstverwaltung der Krankenkassen, statt ihr durch bureaukratische Beaufsichtigung den Lebensfaden zu durchschneiden. Und noch mehr! Man führe endlich die Sozialpolitik, die nun schon solange uns Stocken geraten ist, weiter, um möglichst in allen Fällen, wo Not und Tod, Krankheit, Unfall, Alter und Invalidität an die Volksgenossen herantreten, für wirksame Hilfe sorgen zu können. Das ist praktischer Mutualismus.

Für unsere Beziehungen zu den auswärtigen Mächten liegen die Dinge nicht anders. Mit „Weltbrüderschaft" ist so wenig etwas gewonnen wie mit einer fahrigen Weltpolitik. Auch im Zeichen des Mutualismus kommt man mit Zurückhaltung und Zielbewußtsein am weitesten. Schließlich hat der Dichter auch heute noch recht, wenn er die Weisheit eines langen Lebens dahin zusammenfaßt: „Ein jeder heit eines langen Lebens dahin zusammenfaßt: „Ein jeder kehre vor seiner eigenen Tür, und rein ist jedes Stadtquartier; ein jeder lerne sein Lektion, so wird es wohl im Hause stohn."

Die Walfischbai.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 22. Juni.

„Daily Chronicle" meldet heute, daß die Reise des deutschen Kolonialsekretärs Dernburg nach Südafrika tatsächlich mit der Erwerbung der Walfischbai zusammenhängt, und daß er damit in der Kapkolonie Fiasko gemacht habe, da diese eifersüchtig darüber wache, daß die Interessen Kapstadts als Hafen nicht geschädigt werden. Es würde dies aber, sagt das Blatt, durch den Bau einer Bahn von der Walfischbai nach dem britischen Territorium nördlich vom Oranjefluß geschehen sein. England denke nicht daran, die Walfischbai abzutreten oder zu verpachten, und diese Entscheidung sei endgültig. — Die Meldung von dem angeblichen Fiasko Dernburgs darf mit Grund bezweifelt werden; denn mir ist von offizieller Seite bereits vor Monaten gesagt worden, daß man in Deutschland überzeugt sei, England würde die Walfischbai niemals abtreten.

* * *

Nach einer Mitteilung, die uns hierzu von unterrichteter deutscher Seite zugeht, dürfte es nach wie vor ausgeschlossen scheinen, daß Staatssekretär Dernburg die Erwerbung der Walfischbai unter die Ziele seiner Reise aufgenommen hat. Die Schädigung des Hafens von Swakopmund, für den festgesetzt von der deutschen Verwaltung große Aufwendungen gemacht werden, würde allein genügen, um jene Absicht unwahrscheinlich zu machen. Noch weniger könne die deutsche Kolonialverwaltung starkes Verlangen empfinden, diesen Ausgaben die 9000 Pfund Sterling hinzuzufügen, welche von den Engländern jetzt jährlich für die Walfischbai ausgegeben werden. Man könne aber sagen, daß gegenwärtig die Vorteile der Erwerbung für uns durch die Nachteile überwogen werden. Wenn aber selbst der Staatssekretär Dernburg anderer Ansicht wäre, so werde man gerade ihm doch zutrauen dürfen, daß er Unterhandlungen über ein solches Geschäft keinesfalls einleitet ohne die Sicherheit, daß sie nicht mit einem glatten Refus enden.

„Geheime direkte Wahl."

Von Herrn Dr. **Theodor Barth** erhalten wir das nachstehende Schreiben:

„Sehr geehrte Redaktion!

In ihrer heutigen Montagsausgabe hat der Landtagsabgeordnete Hoff-Kiel einen Artikel über „die geheime direkte Wahl" veröffentlicht, der unter anderem folgenden Passus enthält:

„Zunächst ist klar, daß die früher einmal von Dr. Barth erhobene Forderung der Einführung des geheimen Wahlrechts nur von beschränkter Bedeutung ist, solange die indirekte Wahl durch Wahlmänner bestehen bleibt."

Aus diesem Satz können politisch weniger Bewanderte leicht den Schluß ziehen, als ob ich zu jenen genügsamen Politikern gehörte, deren Wahlreformehrgeiz zu irgendeiner Zeit durch die Einführung des geheimen Wahlrechts hätte befriedigt werden können. Nun halte ich gerade die politische Genügsamkeit des Blockreißuns für einen seiner schlimmsten Fehler und habe deshalb Ihren Leitartikel „Revolverpolitik" heute früh mit ganz besonderer Befriedigung gelesen. Ich möchte nicht gern in den unverdienten Ruf eines bescheidenen Politikers kommen und erlaube mir deshalb, in memoriam folgendes festzustellen:

Im vorigen Herbst, ehe der Reichstag zusammentrat, habe ich allerdings — und zwar zuerst im „Berliner Tageblatt" — den Vorschlag gemacht, daß die freisinnige Fraktionsgemeinschaft ihre Wahlreformbestrebungen auf die Erlangung des geheimen Wahlrechts konzentrieren möge. Sie sollte, so schlug ich vor, von dem Fürsten Bülow verlangen, daß er noch in der letzten Session vor den allgemeinen Neuwahlen eine Art Notgesetz zur Herbeiführung des geheimen Wahlrechts dem preußischen Landtage vorlege. Verweigere er selbst diese bescheidene Abschlagszahlung, so sei damit dokumentiert, daß alles liberalisierende Gerede des Blockvaters ohne realen Inhalt und deshalb der Block freisinnigerseits sofort zu sprengen sei. Es unterlag, wie männiglich bekannt, nicht dem geringsten Zweifel; daß, wenn ein solches Notgesetz von der preußischen Regierung eingebracht wäre, eine Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhause sich dafür gefunden hätte. Die Konservativen begriffen das auch sehr wohl, und ihre Presse bezeichnete meinen Vorschlag damals mit der anerkennenden Bezeichnung Erpressertaktik. Ich bin noch heute der Ansicht, daß, wenn die freisinnige Fraktionsgemeinschaft, statt die Vertrauensseligen zu spielen, diese realpolitische Erpressertaktik befolgt hätte, Fürst Bülow wohl oder übel hätte nachgeben müssen.

Die schleunige Einführung des geheimen Wahlrechts noch vor den Neuwahlen war jedoch meinerseits nicht als das Ende, sondern nur als das Präludium der Wahlrechtskämpfe gedacht. Auf einen solchen ersten Erfolg gestützt, sollte die unmittelbar folgende Wahlbewegung das Dreiklassenwahlsystem in seiner Gesamtheit zum Angriffspunkt nehmen. Das geheime Wahlrecht bedeutete nur eine Bresche, durch welche die Wahlrechtskämpfer zu der eigentlichen Zwingburg vorzudringen hatten. Als Ziel, und zwar nicht als das eventuelle, sondern als das eigentliche und unbedingte ist dagegen von mir stets der Ersatz des elendesten aller Wahlsysteme durch das Reichswahlrecht bezeichnet. Diese Forderung jetzt, nachdem die Gelegenheit zur Erpressung eines Notgesetzes verpaßt ist, wieder teilen und etwa nur die geheime und die direkte Wahl verlangen zu wollen, wäre meines Erachtens ein großer Fehler. Die Schwierigkeiten, die es machen

Griechen in Lauchstädt.

Zwei Komödien des Menander (342–290 v. Chr.).

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Engel.

* **Lauchstädt**, 21. Juni.

Bei dem kurzen Symposion, das der Aufführung im alten Lauchstädter Theater folgte, herrschte der Ton, den man nirgends in der Welt als nur in deutschen Akademikerkreisen findet. Das ist die Stimmung, in der alte graubärtige Professoren mit jung strahlenden Augen feurige Reden, womöglich in Versen, halten. Um diese Männer und ihre Frauen, denen kein Thema der Gatten fremd ist, um sie alle und um den jüngsten akademischen Bürger schließt sich dann ein einzig geartetes Band der Zusammengehörigkeit, und man glaubt in einer solchen Stunde trotz allen üblen Erfahrungen eine Macht vor sich zu haben, die in ihrer Liebe zur Wissenschaft, in ihrer Bekennerfreude und ihrem gesunden Optimismus unüberwindlich ist.

Gestern abend durften alle diese Redner, der Hallenser Robert, der Berliner Diels, der Göttinger Friedrich Leo und wie sie sonst hießen, mit besonderem Rechte Stolz und Dankbarkeit äußern. Denn wenn jetzt, dreiundzwanzig Jahrhunderte nach seinem Tode, ein griechischer Bühnendichter zu Wort kam, so hat ihn gewiß kein Dramaturg oder Theaterdirektor, sondern die Wissenschaft hat ihn entdeckt. In Aegypten, in einem Dorfe, das an der Stätte des alten Aphroditopolis steht, wurden unter der Makulatur eines Notars die zum Teil wohlerhaltenen Papyrusrollen gefunden, die wesentliche Bruchstücke von Komödien des Menander enthielten. Nun erst konnte die Anerkennung, die dieser Dichter im Altertum genoß, nachgeprüft werden, und bald fanden sich die Uebersetzer, die den von Nichtdeutschen wieder aufgewirkten Satiriker ins Deutsche übertrugen. Von Alfred Körte sind vortreffliche Proben bekannt geworden. Er hatte den Mut, den schon viele Uebersetzer griechischer Dichtungen besaßen, und hat den Doppeltrimeter des Griechen in fünffüßigen Jamben wiedergegeben. Karl Robert dagegen hat sich mit philologischer Genauigkeit an das metrische Vorbild gehalten. Es ist erstaunlich, wie gut das gelungen ist. Soweit es nur irgend erreichbar ist, wurde er Herr einer Versform, die der deutschen Sprache nun einmal die Möglichkeit des melodischen Klanges nimmt. Und selbst wo die gestreckte Länge dieser Zeilen uns außer Atem setzt, erreicht immer noch die Beherztheit des Ausdrucks und die unpedantische, vielleicht mehr künstlerische als wissenschaftliche Wahl der Worte, die gelegentlich auch einen Anachronismus nicht verschmäht, um die Komik einer Situation nur recht auszuschöpfen. Hier hat das Vorbild des Germano-Hellenen Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf gewirkt.

Wie lebendig diese Verdeutschung ist, empfindet der Leser des in Berlin bei Weidmann erschienenen Buches*), und noch mehr empfand sie der Zuhörer. Und damit sammelt sich neuer Ruhm auf Professor Robert. Denn der Vielgewandte war auch der Regisseur dieser Aufführung, und er hat, allerdings in monatelanger Arbeit, ein Häufchen Hallenser Studenten gedrillt, ermutigt, begeistert, bis der peinliche Rest zwischen zunftmäßiger Bühnenkunst und Dilettantismus vielfach durchaus verschwunden war. Selbst der von Natur Unbeholfene hatte noch den zuglosen Enthusiasmus, der viele Mängel ausgleichen kann, und was mir der Bewunderung am würdigsten schien, war die von Professor Robert seinen Mimen anerzogene Fähigkeit, sich gemäß der griechischen Kulisse und im Sinne der griechischen Kostüme zu benehmen. Diese jungen Leute bewegten sich in der Mehrzahl mit einer selbstverständlichen Leichtigkeit. Man hatte ihnen, wo es angebracht war, die grotesken Masken der Menanderzeit gegeben, und auch die Frauenrollen wurden nach hellenischen Muster von Männern gespielt. Selbst diese Jünglinge im Ampechonion ließen mit der frauenhaften Geschmeidigkeit der Geberden oft den wunderlichen Klang ihrer Jungmännerorgane vergessen. Sie blieben der Psyche ihrer Gestalten zwar meist etwas schuldig und waren im Gegensatz zu den Darstellern der männlichen Komikerrollen seriöser, als sie sein durften, aber das äußere Bild halfen sie überraschend gut gestalten. So wurde im ganzen überaus lebendig gespielt, und nur, weil schon manchem Dilettanten die Druckerschwärze gefährlich geworden ist, unterlasse ich, Namen zu nennen. Nur eine Ausnahme sei gemacht. Als Darsteller eines „reichen Atheners" in dem zweiten der dargestellten Stücke überraschte Herr stud. hist. art. M. Krüger durch die besondere Sicherheit des Spiels und durch die kraftvolle Darlegung des Charakters, den er zu verkörpern hatte. Es stellte sich dann auch heraus, daß dieser junge Kunstwissenschaftsbeflissene gelegentlich im Hallenser Stadttheater mitwirkt. So ist er schon halb ein „Gelernter".

Noch nicht genug. Professor Robert, der Uebersetzer und Regisseur Menanders, ist auch sein Vervollständiger. Er hat die nicht aufgefundenen Teile der Komödien, die andere jetzt wohl nachzudichten versuchen werden, nach ihrem wahrscheinlichen Inhalt skizziert, und diese Verbindungsglieder, die begann und überzeugend die erhaltenen Bruchstücke zusammenschließen, wurden sehr originell veranschaulicht. Sie wurden unter der Begleitung einer aus verschiedenen Quellen stammenden Musik pantomimisch verkörpert, und auch hier, wenn auch nicht so stark, zeigten sich der darstellerische Eifer und der gute Zusammenhalt der akademischen Truppe. Und schon aus diesem fortwährenden Wechsel von stummem und sprechendem Spiel ergab sich eine höchst unterhaltsame Mannigfaltigkeit der Eindrücke.

Aber es wird Zeit, wieder von Menander selbst zu sprechen. Die Archäologie ist, im Gegensatz zur Naturwissenschaft, eine plethorische Wissenschaft. Es ist beinahe ihre Lebensaufgabe, das Verschollene zu loben. So waren die gestern versammelten Fachgelehrten vielleicht ein wenig zu voll von der Begeisterung über die Genialität des von den Altertumsforschern entdeckten Menander. In der Sonne des Erfolges, den ihre Wissenschaft ihm verdankt, leuchtet er ihnen wie ein ganz Großer. Bei dieser Würdigung können sie sich zwar auf Plutarch berufen, der mehr auf Menander als auf Aristophanes gab, wer jedoch nach rein künstlerischen Gesichtspunkten einen Unsterblichkeitsmesser aufstellt, wird hoch oben den Dichter der „Vögel" verzeichnen und erst eine Strecke weit unter ihm seinen charmanten und klugen, hundert Jahre später geborenen Landsmann. Dem Menander fehlt, soweit wir ihn nun beurteilen können, der große Horizont des Aristophanes, der sich schon in der Wahl der Stoffe abzeichnet. Ihm fehlt die siegreiche Beherrschung des ganzen sozialen Getriebes seiner Zeit, und ihm fehlt das große Lachen, das er nur durch ein liebenswürdiges Kichern zu ersetzen weiß. Athen hätte nach Aristophanes noch einen

*) Szenen aus Meanders Komödien. Deutsch von Karl Robert.